Dossier Migrationsland Schweiz : je mehr Blicke, desto besser die Forschung

Autor(en): **Schwab, Antoinette**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **- (1999)**

Heft 42

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-967622

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Je mehr Blicke, desto besser die Forschung

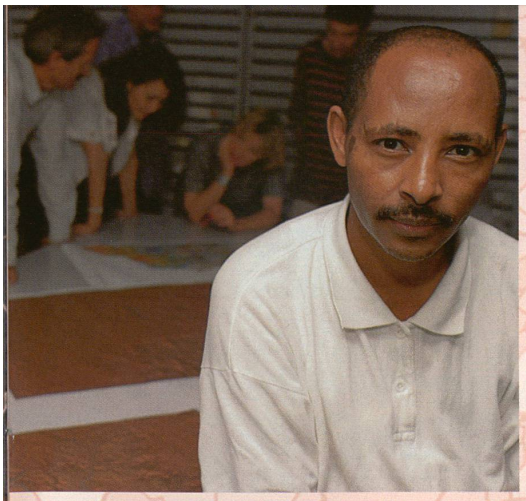
Zusammenarbeit mit Angehörigen anderer Kulturen ist für Wissenschafter Alltag: Über 30 Prozent des akademischen Personals an den Schweizer Hochschulen haben keinen Schweizer Pass. Trotzdem ist das Leben der ausländischen Forschenden nicht immer einfach.

VON ANTOINETTE SCHWAB
FOTOS STEFAN SÜESS

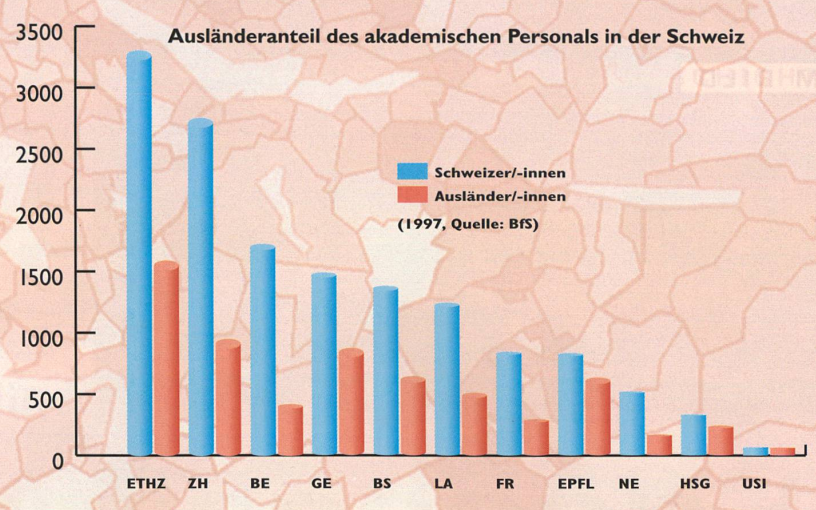
«Als ich letztes Jahr zum ersten Mal hierher kam, dachte ich, es müsste hier sein wie im Himmel.» Seither ist Yohannes Gebre Michael auf die Welt gekommen. Nicht, dass es schlecht wäre hier, aber eben – nicht wie im Himmel. So war er beispielsweise überzeugt, dass es bürokratische Hindernisse hier nicht gebe, nicht wie in seinem Heimatland Äthiopien, dass er bekomme, was er brauche, schnell und ohne Umstände.

Yohannes Gebre Michael kam hierher, um seine Doktorarbeit über indigenes, bäuerliches Wissen zu beenden, eine Arbeit über Bodenkonservierungsmethoden, die er bereits in Äthiopien in einem Forschungsprojekt begonnen hatte und die jetzt, nach ihrem Abschluss, viel Anerkennung fand.

Karl Herweg, der schon in Äthiopien im Projekt und jetzt in Bern am Geografischen Institut mit Yohannes Gebre Michael zusammengearbeitet hat, ist überzeugt, dass diese Erwartungshaltung auch von den Projektpartnern in der Schweiz mitkreiert worden ist. Doch er macht auch das äthiopische System dafür verantwortlich, das Schulsystem und das politische System. «Sie haben gelernt, dass alles von oben kommt, auch die Demokratie.» Hier werde sehr viel Selbst-



Der Äthiopier Yohannes Gebre Michael: «Jeder geht hier seinen eigenen Weg.»



ständigkeit erwartet. Wer hierher an eine Universität komme, müsse ins kalte Wasser springen.

«Ich will reden»

«Jeder geht hier seinen eigenen Weg.» Auch das ist etwas, das Yohannes Gebre Michael stört. «Alle arbeiten für sich an ihrem Computer, und ich will reden, reden, reden.» Reden nicht zur Unterhaltung, reden als Programm, denn bevor man irgendein Projekt beginne, müsse man lernen voneinander. Und das, davon ist er überzeugt, könne man nur durch Kommunikation und wenn man sich gegenseitig respektiere. «Ohne Respekt keine Partnerschaft.» Und dieser Respekt fehle manchmal. Nicht unbedingt ihm als Person gegenüber, sondern vom Norden gegenüber dem Süden. Doch wer kann das schon so genau auseinander halten.

Auch Karl Herweg fällt es manchmal schwer zu entscheiden, ob Schwierigkeiten nun kulturell oder persönlich bedingt sind, obwohl er mehr als fünf Jahre in Äthiopien gelebt hat und mit einer Äthiopierin verheiratet ist. Für die Aufnahme in ein Projekt gebe in der Regel nicht der fachliche Hintergrund den Ausschlag, sondern der Charakter, denn die meisten Schwierigkeiten, die Wissenschafter miteinander hätten, seien wohl doch persönlich bedingt und nicht kulturell oder fachlich.

Betreuung intensivieren

Wie wichtig der persönliche Kontakt ist, hat Karl Herweg auch selbst erfahren, als er als Doktorand aus Deutschland in die Schweiz kam. Je umgänglicher man selber sei, meint er, desto schneller finde man Freunde, die einem helfen. «Jeder braucht am Anfang handfeste Hilfe.» Wohnung suchen, Möbel organisieren, administrative Probleme lösen. Ausländische Studierende bräuchten mehr Betreuung, davon ist Karl Herweg überzeugt, sowohl im fachlichen Bereich als auch im ausseruniversitären – obwohl das ja eigentlich nicht Aufgabe der Universitäten ist –, denn gerade was die administrativen Belange betrifft, ist für die ausländischen Gäste nicht immer alles durchschaubar.

Wie Karl Herweg stammen laut Bundesamt für Statistik rund 30 Prozent der ausländischen Studierenden und Doktorierenden sowie rund die Hälfte des ausländischen akademischen Personals aus Deutschland. In der Deutschschweiz sind es gar über 60 Prozent. In der Westschweiz und im Tessin hingegen bilden die französischen Staatsangehörigen die grösste Gruppe.

Aus nichteuropäischen Ländern stammt etwa 10 Prozent des Lehrkörpers, rund die Hälfte davon kommen aus den USA. Insgesamt überstieg der Anteil der Ausländerinnen und Ausländer beim akademischen Personal 1997 erstmals die 30-Prozent-Marke.

Bei den Studierenden waren es im gleichen Jahr knapp 20 Prozent mit einem ausländischen Pass, wobei hier auch jene mitgezählt werden, die schon vor dem Studium in der Schweiz lebten, zum Teil bereits seit ihrer Geburt. Bei jenen, die fürs Studium in die Schweiz kommen, stammen fast drei Viertel aus Europa und je rund 10 Prozent aus Amerika, Afrika und Asien.

Der Ausländeranteil, sowohl bei Studierenden als auch beim akademischen Personal, variiert je nach Universität sehr stark. Generell tiefer ist er in der Deutschschweiz, am tiefsten an der Universität Bern. Beim Lehrkörper waren es 1997 knapp 20 Prozent, bei den Studierenden waren es letztes Jahr nur gerade 7 Prozent. Den höchsten Anteil haben die Universität Genf und die ETH Lausanne, was möglicher weise damit zusammenhängt, dass die französische Sprache für ausländische Gäste einfacher ist. In der Wissenschaft hat sich zwar Englisch als Umgangssprache durchgesetzt, doch ausserhalb des Wissenschaftsbetriebes – im Alltag – fällt halt alles leichter, wenn man die Sprache versteht. Yohannes Gebre Michael beispielsweise hat auch in England studiert. Dort sei er, weil er englisch spricht, sehr viel mehr mit der Bevölkerung in Kontakt gekommen als hier in der Schweiz. Hier verbringt er nun seine Freizeit zu einem grossen Teil im Studentenheim, wo noch viele andere Ausländer wohnen und wo deshalb englisch gesprochen wird.

Mehr Kulturen, bessere Forschung

In der Gruppe für Entwicklung und Umwelt der Universität Bern hingegen ist die Zusammenarbeit mit Ausländerinnen und Ausländern aus den verschiedensten Ländern Alltag. Sanjay Kumar Nepal aus Nepal arbeitet seit einem Jahr hier. Interkulturelle Zusammenarbeit ist für ihn eine Art Interdisziplinarität. Die wissenschaftlichen Methoden sind zwar überall die gleichen, das Wissenschaftssystem des Nordens hat sich weltweit durchgesetzt.

Trotzdem spiele es eine Rolle, wer mit welchem Hintergrund den Blick aufs Gleiche richte. Je mehr Blicke, je mehr unterschiedliche Standpunkte, desto besser sei die wissenschaftliche Arbeit. Das setze aber voraus, dass auch alle berücksichtigt werden, dass alle Toleranz für den Standpunkt der anderen aufbringen, auch wenn diese in der Minderheit seien, und es setze voraus, Wissenschaft nicht als wertfrei und vom Individuum und vom kulturellen Hintergrund unabhängig zu betrachten. ■